

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin W. 9 / Potsdamerstrasse 18
Fernsprecher Amt Lützow 4443 / Anzeigen-Annahme
:-: durch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus :-:

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahrsbezug 1,50 Mark / Halbjahrsbezug 3,— Mark /
Jahrsbezug 6,— Mark / bei freier Zustellung / Insertions-
preis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1912

BERLIN MÄRZ 1912

NUMMER 102

Inhalt: LOTHAR VON KUNOWSKI: Der Aether der Schönheit / PAUL ZECH: Streikbrecher / ALFRED DÖBLIN: Der schwarze Vorhang /
GÜNTHER MÜRR: Hamburg / BIM: Der Lebenslauf eines deutschen Malers / JOSEPH ADLER: Wintersaison: Faschingszauber / Aus-
stellung der Zeitschrift der Sturm / MORIZ MELZER: Originalholzschnitt

Der Aether der Schönheit

Von Lothar von Kunowski

Was da wächst, muß den Gesetzen des Lichtes Rechnung tragen, es muß so wachsen, daß es die Lichtstrahlen für das Auge in geordneten Bündeln zurückwirft, hindurch oder darüber hinwegfahren läßt, es muß so wachsen, daß es durch Vermittlung der Strahlen ein sichtbares und verständliches Ganze darbietet, wenn es seines Lebens froh werden will. Alles, was ein richtiges Verhältnis zum Licht gewonnen hat, sei es Baum, sei es Blume, sei es Tier, kann als schön gelten, als strahlend, beglückend für andere Wesen, als sonnig von Aussehen.

Es ist ein Zauber über den Gegenständen der Natur, den man Schönheit genannt hat zu allen Zeiten, der aber nicht geschätzt wurde von allen Zeiten und auch nicht von jedermann. Wer von diesem Zauber weiß und Kunde hat, der kann ein guter Künstler werden, denn was an guter Kunst jemals beglückte, das war nichts anderes, als was uns erregend scheint im Sonnenfleck auf dem Moose des Waldbodens, im Rieseln des Lichts durch Gezweig und Blätter, in Zittern über Wiesenhängen zur Mittagsstunde, in Zucken und Perlen des Abendlichts auf dunklem Seespiegel, über den ein Wind streicht. Es war nichts anderes, als was uns hindert, Blumen anzufassen, eine Wirkung in die Ferne, die von den Dingen ausgeht und in ihrer Nähe einer heiligen Sphäre gleicht, welche die Rose umhüllt, den Lindenbaum im Juli herrschen macht über Plan und Raum, darauf und darin er steht, eine Sphäre des Ausstrahlens, des Glanzes, der Würde, des Atmens, eine Lebenssphäre, die über den Leib des Rehs, des Pfaues, des Tigers, über diesen königlichen Leib von bestrickender Schönheit der Streifen der weißen, schwarzen, goldenen hinausreicht, dem Hofe des Mondes vergleichbar.

Es ist mehr als Luft, was du atmest, wenn der Wind vom Spitzengewand der Schneeberge zu Tale kommt, Wipfel, Gras, Welle und Halm bewegt an jenen Flimmertagen voll vom Golde der Morgenschönheit, voll vom Silber der Dünste, Tauperlen und unaufhörlichem Summen, Schwirren, Zirpen in jenen Tälern weißer Hütten, grauer Schindeldächer, Felsblöcke und Platanen. Es ist der Geist der Liebe, den alle deine Sinne als Würze der Lüfte empfinden, es ist der Geist der Schönheit, der das einförmige Sonnenlicht durch tausend Kreaturen fangen, zerlegen, ordnen, binden läßt zu farbigen Grüßen, die der Ahorn dem Ahorn, die Aehre der Aehre, der Apfelbaum dem

deren Blüten zuwerfen, alle zusammen dir, dem Auge des Künstlers, um dessen Willen sie wurden, wie und was sie sind. Denn höchste Schönheit konnte nur werden um höchsten Verständnisses willen, wie höchste Verständnis undenkbar ist ohne Gegenstände, die verstanden und geliebt sein wollen und zu diesem Zwecke Form, Farbe, Wuchs und Weise in Linie und Bewegung annehmen, indem sie sich allesamt einem Gesetz untertan machen, dem Gesetz des Lichts, dessen Strahlen nur redend sind und dem Auge Geistiges mitteilen, wenn sie von geistig gebildeten Körpern ausgehen, während das geistlose Geschöpf von seinem Leibe das Licht sinnlos, gesetzlos, chaotisch zum Auge gelangen läßt.

Schönheit ist die Äußerung des Dranges nach Sichtbarkeit, sie ist die Sichtbarkeit des Aethers von dem die Wissenschaft sagt, er durchdringe die Weiten der Welt wie den dichtesten Körper. Schönheit ist mehr als Linie, Form und Farbe, sie ist lebendige Schwingung in und um jedes Geschöpf. Zerschneide das Gewand der Wesen, spalte es zum Zweck des Wissens in Form, Licht, Farbe und Bewegung, in Stunden des Genusses und der Liebe binde die Schönheit wieder, was der Verstand trennte, umhüllt mit keuschen Schleiern die Anatomie der Dinge und Erscheinungen.

So viel du auch weißt und nüchtern benennen kannst, so genau du dir das Einzelne anschaut, die Kelche, Stempel, Staubgefäße der Lilie, Aster, Distel aufzählst, Botanik und Zoologie, dein Tag bleibt leer, die Stunde tot, die Welt öde und kalt, wenn das Wissen dich hindert, am Aether der Schönheit teilzunehmen, den Panther, Palmbaum und Farrenkraut ausströmen, am Geistigen der Kräfte und Stoffe im Drange sich darzustellen für das Auge als lebendige Persönlichkeiten, als zweckanstrebender Wille. Wage doch einmal nur den Klang der Worte zu vergessen, mit deren Staub man dir die Welt zu früh verdeckte, öffne das Fenster den Geistern der Natur.

Weise hüllt Natur die Mehrzahl von Milliarden Einzelheiten, die in nüchternen Zeiten dich erschreckend an Zahl umgeben, in Dünste, in bläuliche, graue. Schaust du die Unzahl der Knospen im Netzwerk der Zweige gegen den Himmel, so wirst du es deutlich sehen, daß ein schattiger und zugleich farbiger Ton zwischen Knospen und Zweigen den Himmel dunkler stimmt als rings um das Netzwerk, es zusammenfassend eben durch den schwebenden Ton zum Gesamtbild einer Persönlichkeit, die du ohne den Drang ihrer Teile nach Verbindung nicht als solche erkennen und benennen würdest. Der Ast schließt sich mit Knospen und Zweigen zusammen, der Baum die Aeste zum

Schillerfalter und viele Blumen der Biene, diese an-
Ganzen, das sich vom Himmel hebt als ein Gesamtton, der die Silhouette des Baums gegen den Durchbruch der Lichter schützt und in der großen Fassung eines typischen Umrisses zur ruhigen Folie wird für so viel Einzelheiten, als du ohne Anstrengung übersehen kannst. Die schwebende Tonfläche zwischen Aesten und Zweigen siehst du nie, so wenig wie den umfassenden Umriss, wenn du nur neugierig das besondere an Rinde oder einzelnen Reisern betrachtest, auch nicht, wenn du flüchtig den ganzen Baum überfliegst: du mußt empfindend mit ihm leben in seiner Aetherwelt. So faßt sich vor deinen Augen alles von selbst zusammen, das Roß aus seinen Teilen, Einzelheiten, Farben, der Hund, die Katze, und erst danach hat ihr Gattungsname einen Sinn. Denn Begriffe sollen zusammen fassen, daß du an vielen einzelnen Geschöpfen dasselbe erlebst, ehe du sie als Ganzes schautest, als Vorstellung, die am Gegenstand zu haften, über ihm zu schweben, von ihm lösbar scheint wie ein mehrfach befestigter Schleier. Der Aether der Schönheit ist das, was Pappel, Haselnußstrauch, Essigbeere und Rotdorn fähig macht, Teil unseres Geistes zu werden, als Erinnerungsbild in ihm zu haften. Wie eine Seidenraupe umspinnst die Natur die wildesten Formen und lautesten Farben nicht etwa durch Dünste der Luft allein, sondern durch ein geistiges Band; Gestrüpp und bunt plätschernde Wellen am Ufer farbiger Steine umwebt sie mit Seide, mit einem Vorstellungsnebel, den wir selbst schaffen und ausgestalten in Tagen der Gesundheit und Liebe.

Dieser Aether der Schönheit ist der Boden geistiger Fruchtbarkeit des Menschen. Wessen Jugend sich aus ihm nährte, dessen Reife trägt einen Ueberschuß des Geistigen in sich, der ihn drängt für mehr als für sich selbst zu schaffen, andere zu beglücken, teilnehmen zu lassen am Aether der Schönheit durch das Mittel des Kunstwerks.

Und dieser Zustand der Reife kündigt sich dadurch an, daß die Natur dem Jüngling zuweilen verblaßt vor der Fülle des gaukelnden Aethers seiner Sinne. Wo er geht, schaut er etwas anderes, als was um ihn ist, ob Farben oder Schwärme von Lichtern, Gestalten oder nur Kräfte, die Gestalten werden wollen. Es sind jene Seidengespinnste der Natur, die er seinem eigenen Geiste als Gewand zu weben beginnt, schwebende Tonflächen, modellierbare Massen, er kann es mit Worten nicht ausdrücken, selbst mit Gedichten nicht, er möchte es mit Händen greifen, diesen köstlichen Schleier vor seinen Augen festnageln auf eine Fläche. Und nun bedauert er, daß er nicht

mehr von der Natur genommen, nicht täglich sammelt, geordnet, geerntet hat nach der Weise des Landmannes.

In dem, was ihm vorschwebt, ist alles im Keime gegeben: Zeichnung, Plastik, Malerei, Baukunst, Physik, Mechanik, Mathematik. Wer wird ihm sagen, was und wo und wie er auf leerer Fläche nicht größer als ein Handteller auch nur irgend etwas von dem, was er schaut zu irgend welchen Zwecken festhalten kann, etwa um ein Kind zu beglücken? So wie die Wissenschaft, die das Wunder in Geist und Natur nicht kennt, auf Exaktheit keinen Anspruch machen kann, würde eine Kunstlehre unwissenschaftlich zu nennen sein, wenn sie nicht jenen Zustand des ersten Einklangs zwischen Geist und Natur, dessen wir uns im Jünglingsalter bewußt werden, offenbar nachdem ein Zwiespalt zwischen beiden uns quälte, ausdrücklich hervorhebe, jenen Zustand, in dem wir ausrufen: „Heute sehe ich zum erstenmal die Schönheit der Natur mit dem Bewußtsein sie verlieren, aber auch wiedergewinnen zu können. Heute lebt mein Geist in der Natur und die Natur in meinem Geist, heute bin ich Künstler, werde ich es morgen sein? „Dies ist der Wiederanblick des verlorenen Paradieses, der Kindheit, das viele nie wiedersehen. Laßt uns forschen, wie es sich stets neu erobern läßt, wie der mit Blindheit geschlagene sich sehend machen kann. Wir alle sind sehend blind und doch könnten wir täglich jene Wonne spüren, die uns in seltenen Augenblicken auf Wanderungen vor Sonnenuntergängen überkommt und jeden Gegenstand derart verklärt, daß wir die Sprache der Nelken, Malven, Tuberosen zu verstehen glauben und plötzlich eine Lebensfülle um uns sehen, die fast grauenvoll ist, wenn wir bedenken, daß wir monate- und jahrelang nichts davon bemerkten, wiewohl das Leben gegenwärtig war.

Ich zweifle nicht, daß Schopenhauer diesen Zustand mit den Worten „reiner Anschauung“ meinte. Während aber er durch reine Anschauung der Natur sich vorbereitet, seine Seele in „Nichts“ aufzulösen, fühle ich die meine sich daraus gesättigt mit den Willensmächten der Natur zur Tat doppelt stark erheben. Und so geht es jedem Künstler, der zur Darstellung seiner Anschauungen schreitet, sich zu höherem Leben Bahn brechen will, das heißt, zu den Herzen der Menschheit, mit denen er in derselben geistigen Atmosphäre, im Aether der Schönheit leben möchte. Der praktische Idealismus strebt nach Umgestaltung der Welt nach dem Bilde des Künstlers. Er will, daß Stadt, Haus, Zimmer, Garten, Feld, Wald, Aue noch geistiger erscheinen, noch leichter Teil unserer Vorstellungswelt werden, ja daß das Wahrnehmungsbild der Umgebung mit den reinsten Erzeugnissen der Phantasie übereinstimme, also durch und durch geistig sei. Dies anzustreben ist nicht das Unmögliche, sondern das allein Mögliche und Praktische, weil dieses Streben eben das Leben selbst ist. Leben heißt die Natur geistig und den Geist natürlich machen.

Streikbrecher

Der Trupp weithergereister Frohngestalten schwankt durch das Dorf wie eine Trauerprozession.

Die Ausgesperrten trommeln Rebellion mit Fäusten, schwieligen und wutgeballten.

Ein Blöder, der am Wegrand müßig lungert, streckt seine Zunge giftig aus dem Mund und stürzt sich auf die Fremden wie ein Hund, der gierig nach gestrafften Waden hungert.

Fluchschauer hageln aus halboffenen Türen. Sergeanten, die den Zug hinüber führen, reißen die Säbel wie zum Hieb empor.

Da gähnt, rot wie ein Schlund, das Grubentor. Und zwei zu zweien, die Stirnen kraus von Falten, schwanken hinein die neuen Frohngestalten.

Paul Zech

Der schwarze Vorhang

Roman

Von Alfred Döblin

Fortsetzung

Still zog er sich, wohin er auch kam, vor den Frauen zurück. Von dem ehrfurchtsvollen Eindruck, den die fremden, zarten auf ihn übten, hatten sie, als er ihr Wesen nun kennen gelernt hatte, nichts eingeübt; in seine Schen war Furcht gekommen und manchmal Haß und Ingrim. Alle unbewußte Heiterkeit verdarb ihm die Gegenwart seiner geborenen Feinde. Schwer, finster und einsam wie Musik machten sie ihn; wenn er auch die Augen vor ihnen schloß, so fühlte er durch die Haut ihre Gegenwart, durch die Fingerspitzen, die Haut der Arme und der Brust; ja hinter die verschlossenen Augen gaukelten sie ein, bis sie wieder in der unausgeglichenen Seele die Schrecknisse und übermächtigen hohläugigen Traurigkeiten heraufhoben und einen verstockten Drang zu Ränken und bösem Streit in dem Gequälten erregten.

Um sie zu vergessen, flüchtete er zu seinem neuen Freunde, einem schlankgewachsenen blonden Knaben, mit offenem frischen Gesicht, — dem er sich zugewandt hatte, um immer eine klare helle Stimme zu hören und einen schönen, aber männlichen Mund zu sehen. Wenn sie sich ansahen, so flog aber jetzt etwas seltsamblickendes in beider Blick. Johannes wandte unwillkürlich und schnell den Kopf. Wenn sie lachten, so lag auch ein verschwiegener Zug in dem Schwunge ihrer Lippen; keiner sagte davon, aber sie wußten von einander, wenn sie sich prüfend rasch in die schimmernden Augen sahen. Ein unausgesprochenes begann sich ihrer zu bemächtigen, zugleich eine Scham. Der zufällige Blick ließ beide erröten wie ertappt. Johannes, wie ein Vogel gebannt vom Schlangenberg, sträubte und löste sich, ohne es zu wissen.

Aber wenn sich in dem gequälten und schlaff niedergedrückten das Bild seiner zarten Peinigerinnen wieder erneute, so fühlte er von den warmen Gliedern des Freundes etwas auf sich ausgehen, das ihn abhielt sich zu regen und zu rühren, etwas, das still in ihm schwoll, bang und süß, doch mit eigner schmerzlichen Schärfe, das ihn wie ein Zauber umfing und dem er nachging. Er öffnete ihm die feuchten Lippen.

Beim Anblick der jugendlich weichen Glieder zwitscherte Begierde auf; lockend überkam es ihn, und er stand in sündigen Träumen. Er floh heftig seinen Freund, in einer unklaren Furcht unrein zu werden.

*

Seine Feinde hatten ihn aus seiner selbstfrohen Ruhe getrieben, von dem Freunde, zu dem er sich retten wollte, wie aus einem listigen Hinterhalt fortgepeitscht. So wurde Johannes immer mehr zum offenen Kampfe gezwungen. Er wich ihnen furchtsam und stolz aus; aber es zog ihn wie eine Bestimmung neben sie. Wie auch jeder milde Weibesblick in ihm eine düstere, feierliche Opferflamme entzündete, so hielten ihn die zarten unbegriffenen Entsetzenspenderinnen fest, daß an ihren Worten, leicht den ganzen Körper spannend,

in entzückter Qual lauschte, wenngleich er sich bald von seinen hängenden Garten aus verhöhnte. Ihre klare Gegenwart weckte doch nie seine Begierde; die schwiegen die Verehrung und leise Furcht nieder, auch die Lust zu unterwerfen, die im Hintergrund lauerte und noch nicht sich an die Begierde gekettet hatte.

Sachte fuhr er auf ein Meer von schärferen Unruhen hinaus.

Johannes dachte bald nur an die schwebende leichte, bläulich schwarzhaarige, mit den schwarzen lächelnden Puppenaugen, die mit dem sonderbaren Helden neugierig und gern spielte und an ihm ihre Waffen übte.

Ihr niedliches Bild riß alles an sich, was in Johannes sich für das Weib angesammelt hatte; um dieses Bild tanzten und ordneten sich alle seine Tagesstimmungen; da der gedankenschwelgerische ihre Augen vom Morgen bis zum Abend auf sich ruhen fühlte, so mußte er zu ihrer größeren Ehre leben und sich vergeblich suchen.

Immer wieder dachte er von ihr weg, inzwischen fühlte und liebte es unten weiter und nicht lange, so war er nur ein einziger stürmischer Gedanke an sie, bis sein Stolz auffuhr und alles hinterwarf, wo es wieder heraufgährte. In der Laube saßen sie für einen geraubten Augenblick zusammen und hatten die hellgrünen Weinranken um sich herabgezogen und fallen lassen bis herab zur braunen Erde.

Langsam und leise, aber unbewegten Tons, bat er: „Sie haben eine schöne nackte Hand, die wunderbarlich duftet. Geben Sie mir doch Ihre Hand, Prinz, Prinz Schwarzaug von Pralinesia.“ Sie zog ihre linke Hand vom Tisch; er griff nach ihr: „Ich möchte Ihre Hand in schneeige Seide werfen und drin begraben, daß sie niemand mehr berührt. Vorher möchte ich aber noch Ihre Knöchel küssen.“ — „Ich bitte, mein Herr.“ — Er hielt ihre Hand fest, während ihre ernstesten Mädchenaugen ihn schimmernd ansahen. Die vollen Lippen schwellten ihr, über deren Schultern, Brust und Gesicht durch die Ranken runde gelbe Sonnenstrahlen vibrierten, grüne Halbschatten unruhig sich bewegten. Ihn überlief es heiß; mit diesen stummen Blicken hatte sie ihm einen Liebestrank eingegeben, der seine Glieder durchspukte, dessen köstliche Zärtlichkeit über seine Nerven hinschwamm. Er vergaß seine Scheu vor dem Weiblichen, seine Arme legten sich, als ob sie Gewohntes übten, um ihre Hüften, — sie hoffte ja schon lange auf diesen Augenblick und war fast verzweifelt über seine Unbehilflichkeit, — sah ihr in die halbgeschlossenen Augen: „Was verstecken wir uns voreinander?“ Er küßte sie auf die Haare, auf den Mund: „Du Süße.“ — „Du ungeschickter Junge.“ Aber das träumte er nur, wenn auch so ergriffen, daß ihm Tränen in die Augen traten. Dann erkrankte sie schwer. Er wußte keinen Weg zu finden, um zu ihr zu kommen, da ließ sie ihn, dem Tode nahe, rufen.

Im Krankenzimmer mit dem gedämpften Tageslicht und dem scharfen schwülen Geruch wandte sich die fromme Schwester ans Fenster, als er ins Zimmer trat. Er schlich ans Bett, wo sie, blaß und elend, die Augen aber strahlend, ihm die heiße Hand bot und den Arm um seinen Hals legte, als er den Mund auf ihren drückte. Er tröstete sie, und sie fragte ängstlich, was mit ihr nach dem Tode geschehe.

Er erzählte abgerissen, von ihrem leisen Schmerzstöhnen unterbrochen, von dem Werden und Vergehen; irdisch sei alles an ihnen; sie blieben immer auf der Erde, denn in Erde löse sich alles auf, um immer wieder zu wachsen in Regen, Sonnenschein, Schnee, Kälte, Haß, Glück und Leid und Liebe.

Die irdische Unsterblichkeit des Menschen malte er ihr aus. Nur daß wir, was wir erlebten, später nicht wüßten wie heute. „So bin ich immer bei Dir und nicht allein?“ Sie lächelte im Fieber.

Johannes schauerte und besann sich plötzlich, daß er sein Liebchen schon hatte sterben lassen und zur Beerdigung der Lebenden ging. Er brachte ihr seltsame Traumgeschenke dar.

Ihren flinkfüßigen Leib auf den Arm zu nehmen und in die dunklen Wälder zu rennen, brüllte plötzlich ein räuberischer, lüsternbegehrender Wunsch auf und trieb ihn gesenkten Kopfes an sie heran, bis ihn ihr fragender Blick besiegt zurückwarf. Beschämt konnte er nichts sprechen. Nun rächte es sich, daß seine Gedanken wie losgelassene tolle Hunde auf ihr Bild gestürzt waren.

Zuviel regte sich in ihm bei ihrem Anblick, als daß er leicht gelassen hätte schwätzen und um Gunst werben können. Und so suchte er sie beständig und fernte sie sich durch übergroßes Sehnen immer weiter. Er fürchtete, ihr etwas gleichgiltiges zu sagen, um sich nicht mit dem Nachhall der Wortklänge die hohen Gedanken an sie zu verderben. Seine Lippen, Zunge und Kehle hatten keine Bahnen mehr zu dieser verloren schwebenden Sehnsucht, über die Träumereien, wie sie seine träge selbstgenügsame Verlassenheit liebte, hin-schwälten.

Er sprach einmal zu ihr, wie er es gewöhnt war, hohnvolle, deckende Worte: Da verwies sie es ihm seiner müde. Er wurde bestürzt, verstört und ging. Die spöttische Ruhe in sich hatte er sein Nein, den alten wilden Drang das Ja genannt, — die kluge Schwester und den hitzigen Kindskopf, die sich stritten.

Jetzt schwieg die kluge Schwester still und grämte sich. Aber emsig suchte sie bunte Decken, Tücher und Schleier hervor, um den Lärm des to-benden Bruders durch Behängen der Wände, Türen, der Fenster zu dämpfen. Wie Johannes sich aufrichten wollte vor dem Mädchen. Um seine Lippen ein verächtliches Lächeln. Er faßte sie am Handgelenk. „Was wollen Sie von mir?“ Er sah sie an, — sein ganzer selbstgenügsamer Stolz lag in dem Blicke: „Wenn es mir gefallen hat, mit Ihnen zu scherzen, so werde ich Sie jetzt lehren, mir zu antworten.“ Er trat zurück; mit scharfem höhnischen Tone: „Wenn ich mit Ihnen rede, so wagen Sie in Zukunft nicht, einen derartigen Ton anzuschlagen, mein Prinzeßchen von — wo Sie wollen. Es könnte dann sein, daß ich Ihnen auf die Puppen-Fingerchen klopfe und Sie geziemlich sprechen lehre.“ Stolz, mit wegwerfenden Zucken der Lippen setzte er sich hin. —

So rumorte das Ja hinter den Vorhängen der verschüchterten Schwester, töricht und wußte sich keinen Rat bei allem Stolz der Grimassen.

*

Sollte er verzweifelt und hassessvoll den töricht-ten Willen von seiner Mutter Einsamkeit einlullen lassen? Sie hatte schon die Arme über ihn gehalten, in seine Irrsal hatte ihr Ruf klar gehaucht. Nun sann er, vor dem lichterlohen Feuer, das ihn verzehrte, immer tiefer erschreckend, auf Wüsten-eien; die Totenstille sollte ihm das Feuer, eisig wie sie war, ersticken.

Ach, die Totenstille! daß ihn die verfluchte Gewalt aus seiner Ruhe gerissen hatte und jedem Lächer-lichen preisgab. Er konnte nur zischen, wie sie ihn überrumpelte und ihn an seiner Ohnmacht würgen ließ: „Friß dies; Du hältst uns so stolz für Kotfres-ser. Wir sind gnädig zu dir und lassen dich tanzen, du Rauchtrinkerlein.“ Oh, hinterlistig war es auf-gewachsen, hinter seinem Rücken, seine Träume hatten es mit samtnen Händen gepflegt und be-gossen, und jetzt mußte er sich wehren und vor Scham vergehen vor einer Macht, die er verach-tete, vor den Kotfressern, — ja, denn das waren die Begierden zu den Menschen. — Totenstille! —

Sie schien ihm einzige Rettung zu bieten, zu vereisen, auszuhungern, was so glühte, so frech mit Panterlippen lechzte, das Lieben. Nicht wei-nen, nicht weinen, sondern töten und Rache üben, und darüber verderben. Rache nehmen am eignen

Fleisch für diese Niederlage. Wenn es schon hieß: erliegen, so sollten seine Feinde nicht über ihre Beute frohlocken; er wollte sich auf den Bauch hinwerfen, nun sollten sie ihre Beute suchen.

Aus seinem Innersten aufgeschreckt, konnte er nicht mehr kühl und mit Lächeln auf sich herab-sehen und es gehen lassen, wohin es wollte; er mußte sich, wie er es konnte, zur Wehr setzen. Der bittere Haß straffte ihn, zuckte durch seinen Arm, verschärfte den Hohn seiner Maske. Er litt aber, heillos verbrannt und von der gellen, unge-wohnt wilden Rastlosigkeit gequält so, daß es ihn oft seine Feinde um Barmherzigkeit anzuflehen verlangte, oder daß er eine bemalte Wand, eine Holzfigur anging um einen nicht redenden, frag-losen, ganz durchsichtig hellen, weißen Trost, der keinen kleinen Finger erhob, nicht aufblickte und keine Küsse spendete, — ein starres weißes Lieben ohne Sehnen.

Fortsetzung folgt.

Hamburg

Von Günther Mürr

Trocadero

Klare Vernunft öffnet viele Türen.
Hier ist der Zugang ihr versagt.
Tiefes Nachdenken und weiches Weinen
herrscht über weite Länder.
Hier wird nicht geklagt,
nicht überklug und überweise nachgefragt.
Bunte, törichte, tolle Bänder
halten das Tor geschlossen, wenn Klugheit
und Trauer es wagt,
in das Lachen zu greinen.
Ueber dem Raum glänzt Licht,
dessen Hellen dunkelrotsamtene Logen ver-

schlingen.
Keinen Augenblick stockt der fröhliche Takt
der Tanzmusik.
Manchmal Weiberlachen von scharfem Klingen.
Eine kleine Soubrette mit gequetschtem Singen.
Das Licht erlischt und Tänzerinnen erscheinen.
Leise Kellner mit regungslosem Gesicht
spähen und füllen die leeren Gläser.
Die jungen und alten Mädchen, die großen
und kleinen,

dehnen die nackten, gepuderten Brüste.
Alle Männeraugen verzehren die Linien,
die aus den parfümschweren,
knappfassenden Seidenstoffen dringen.
Feiner Weinduft ist durch die Luft gestreut.
An allen Tischen gedämpftes Lachen,
als ob jeder die tiefsten Dinge wüßte
und wollte sich darüber nur lustig machen,
wenn er einem Mädels die buntesten Sachen
schenkte
und gierig ihr die schönen Arme und Lippen
küßte.

Die Mädchen rühren alle Glieder im Tanz,
bieten sich allen Blicken,
wecken die schlafende Begierde.
Der Tanz ist aus. Sie fliehen mit trippelnden
Tritten.

Das Licht glänzt wieder.
Die Geigen führen bunte Paare.
Ihr Singen hat sie gepackt,
daß sie in wildem Tanze gleiten.
Durch den elektrischen Tag ist die Nacht
geschritten.
Seltsame Schatten sind von ihren hehren,
ruhebringenden Händen gegliedert.
Alle werden hier Verschwender.
Ein junges Ding verkauft Blumen und Bänder.
Der kleine Platz zum Tanzen ist eng umfaßt
von damastbedeckten Tischen. Zigaretten-
rauchwolken schweben
von den Trinkenden zu den tanzenden Paaren,

fangen sich in den dichten Haaren,
schmeicheln um die Gesichter,
die Hände,
die grauen, klaren Augen.
Ein Biegen nach der Musik.
Alle Sinne werden gepackt.
Alles vergessen, man spürt nur das Sein
und wie das Blut zur Glut entfacht wird.
Weiber und Zigaretten und Wein
und fließendes Geld.
Sorglosigkeit.

Vorstadtnacht

Klare, mondgewaschne Luft
fließt kaum fühlbar in den dunkeln Straßen.
Feine Lichtkegel um die Laternen.
Schwankes Sternstrahlglitzern und Erblässen.
Schwarze Zweige ohne Blätterflitter
ziehen durch die Nacht ein feines Gitter.
Heiser und ein Dampfer ruft.
Licht der Mond in dunkelhellen Fernen.
Alle Hüllen, die er hat sinken lassen,
unter ihm als filzigweißer Duft.

Hafen

Da dehnt der Hafen sich unübersehbar aus,
ein Netz, ein Geästel von Adern,
in denen das Wasser strömt.
Laßt die Nörgler tadeln und hadern.
Wir, wir lieben das Leben.
Rastlos und stetig schafft es
Leben und Sterben.
Wer ist gewillt,
das Leben zu fliehen, das doch am höchsten
gilt?
Feiner dichter Nebel hält die weite Fläche
in Haft.
Mit den großen, runden Wellen steigt er
und fällt.
In der Mitte rollt laut der starke Strom. Der
Schleier hält
die scharfen Schiffslinien wie mit Zauber
umfaßt.
Stille und rauschende Arme dehnen
nach allen Seiten sich ab, überspritzt mit Ge-
schwadern
von großen und kleinen Schiffen.
Scharfer Wind rafft den Nebel weg.
Er quillt in den Himmel zurück.
Ein grauer Glast rundet sich stählern über
der Arbeitswelt.
Hell und schrillend gelbt manchmal ein Pfiff.
Hier spielen nicht süßliche Geigen.
Arbeit von Händen und Hirnen.
Klatschend bäumen die Wellen sich an den
Quadern,
in deren reglosen Armen die Gezeiten sinken
und steigen.
Kleine Barkassen preschen in Hast
durch die grüngrauen Wellen. Die erdrücken
die stampfenden, tanzenden fast,
wenn sie sich unablässig heben und bücken.
Breitbugige Fahrdampfer graben sich in das
Wasser.
Leise schwankende Schwimmbäume.
Wild klatscht das Wasser dagegen. Gewal-
tiges Rauschen,
ein großer, zischender, platschender Klang
gischt und wascht in starkem Entzücken,
streichelt mit starker Hand das Lauschen.
Schmutzigweißer, girrender Schaum entlang
den übergleitenden Wellenstücken.
Ein hochliegender Ewer geht mit rostbraunem
Segelbauschen
vorm Wind flußab seinen gleitenden Gang.
Zwischen zwei Speicherreichen klafft ein
breites Maul.
Mit aller Kraft preßt der Wind die Wellen flach
und hetzt darüber, keuchend,
wie gejagtes Wild.
Graue Schlepper mit schmutzigschwarzen,
feuchten Schuten,

an deren Bug das Wasser in die Höhe rollt.
Reihen stumpfbrauner, naßgeleckter Dackelbuben.
Die Wellenjagd tolt spritzend um sie.
Rufen und Tuten,
Maschinenstampfen und Wellenklatschen ver-
binden sich
in die gleiche Harmonie.

Der Segelschiffhafen ein Hain, wo Mast bei Mast
in die Höhe sticht. Senkrecht fällt der Hafen-
rand

ins Wasser. Die langen Landungsbrücken,
die flach überdacht, wie Kolonaden,
fast reglos stehend schwimmen,
sind wie ein vergessnes Land,
dahin selten ein Wanderer findet.
Manchmal Rauchwolken unter dem langge-
streckten Dach,
manchmal ein kurzes Gewirr von Stimmen.
Schmutzige Arbeiter, die elektrische Drähte
legen,

schwielige, dickgefrorne Hände.
Die leeren Läden gaffen übers Wasser.
Aus einer Türe häßliches Geläch
von einem schwarzstrubelhaarigen Weib.
Manchmal krachen hohe Dampferwellen
gegen die Brücken.

Die geben nicht nach.
Auf den Hafenstraßen wimmelndes Hin- und
Hertreiben.

Schiffer mit rotgewehten Backen,
mit klaren Augen und festen Kinnen.
Graue Backenbärte, wiegender, schiebender
Gang.

Arbeiter mit störrischem Nacken,
die beulige Blechkanne in der Jacke.
Nichtstuer, die ins Graue sinnen,
grüne Zollbeamte mit festem Schritt.
Radfahrer, die gewandt
durch die Menge sich regen.
Elektrische Bahnen fahren mit summendem
Sang

entlang den fadigen Drähten.
Schwere Lastwagen, dicht bepackt
mit Fässern und Ballen, werden von müden
Pferden in faulem Tritt
vor die Speicher geschleppt. Mit stumpf-
gewehten,
regengewaschenen Steinen schlingen die hohen
die Packen.
Auf den engen Speicherstraßen gedämpfter
Arbeitsklang.
Verstreutes, schmutziges Stroh. Es dunstet
dummpig und bang.

Alles regt sich und wandert.
Am andern Ufer schließen
dürftige Flußärmchen eine Werftinsel ab.
Neben den schmutzigen Wasserrinnen
ein breiter, trübfarbiger Weg von Kohlensand,
am Rand
schmutzigröte Ziegel, ein berußtes Band.
Dürre Bäume wollen zur Helle sprießen.
Schwäche hält sie in die Tiefe gebannt.
Habt ihr das eigne Leben erkannt?
Vereinzelte Leute mit schrägen,
arbeitverzogenen Körpern. Ihr Gang plumpe
Tackern.

Von der Werft ein rastloses Geklapp,
unregelmäßig, laut und leis.
Buntverspritzte
treffen die Ting-Klänge das Ohr.
An den Quais die Krähe dreht sich vor,
lassen Taue sinken, heben sie wieder gestrafft,
drehn sich zurück.
Stetige Arbeit in den stillen Fleeten,
rum so eng die hohen Speicher sich heben,
daß nie Sonnenstrahlen bis auf die glatte
Wasserfläche niederschweben.

Auch das Lärmen von Wind und Wasser fällt
hier in heimliches Schweigen.
Leise läßt manchmal ein Schiff sich niedergleiten.
Sieh, wie des Himmels Bogen sich weiten,
in immer fernere Fernen gleiten.

Das Grau muß, wie ein stählerner Ring,
unten um den Himmelsrand sich breiten,
ob dem klare Bläue sich bäumt.
Auf der Seewarte die deutsche Flagge, be-
strahlt, ein tanzendes Ding.
In Kirchturmhöhe fassen die stählernen Gerüste
von Werften und Oasenstalten,
scharf ins Blau gezeichnet, an die Himmelswand.
Frischer atmet das helle Wasser, und seine
Brüste

drückt der jubelnde Wind mit fester Hand,
rast flüßab. Die zahllosen Rauchwolken alle,
die aus Schiffen und Fabriken zur Höhe streben,
hält er, wie Fahnen, straff flüßab gebannt.
Die Sonne strahlt ein breites, goldnes Band,
ganz voll Glitzerschein, quer über den Fluß,
als ob sie die Wellen küßte.
Vier Schlepper, den Bug zur Brücke gewandt,
rauschen an mit spritzendem Fuß.
Eine unsichtbare Faust drückt sie ans Land.
Plötzlich ein Dampfierruf mit tiefem Klang,
in ihm ein geller, langer Schrei,
ein heller Pfiff und andre noch
gesellen sich drein. Ein einziger
gewaltiger Akkord über der weiten Fläche.
Lang hält er an, schließt in seinen Gruß
das ganze Leben und Schaffen und Wechseln,
als wüßte er,

was er übergleißt. Ein Hallen,
Klingen und Rufen, herrlich häßliches Schallen.
Vorbei.
Unberührt gleitet der Strom. Tropfen sprit-
zen hoch
aus dem weißen Schaum und glitzern.
Die Dampfer jagen, stoßen sich fast und ver-
meiden sich doch.
Klingen und Lärm, Schaffen und Werden,
Wandern und Wechseln,
Leben, zitternd vor Kraft,
voll jubelnder Wonne und grauem Graus,
Leben, Leben breitet sich über der weiten
Fläche aus.

Ende

Der Lebenslauf eines deutschen Malers

Die „Woche“ hat einen Preis ausgeschrie-
ben für den besten Lebenslauf eines deutschen
Künstlers. Zugelassen sind Maler, Bildhauer, Ar-
chitekten und Kunstschriftsteller. Die Musiker,
die eben erst mit den Militärmärschen dran waren,
die Dichter, denen einst die Balladenausschreibun-
gen galten, sind diesmal übergangen. Es ist kei-
neswegs Bedingung, daß die Lebensläufe Auto-
biographien sind, wie aus der Zulassung der Kunst-
schriftsteller hervorgeht. Bedingung ist nur, daß
die Lebensläufe für die Leser der „Woche“ inter-
essant genug sind.

Wir sind in der Lage, bevor die Jury (Artur
Kampf, von Ihne, Gustav Eberlein, Hofrat Thode,
Rudolf Herzog) noch zusammentrat, die Arbeit
auszugsweise mitzuteilen, die mit aller Bestimm-
theit den ersten Preis zu erwarten hat.

Sie hat zum Gegenstand den Lebenslauf eines
Malers, eines sehr bekannten, vielfach ausgezeich-
neten Malers. Der Verfasser, ein führender
Berliner Kunstschriftsteller, schildert
zunächst den allgemeinen Charakter der Bilder.
„Sie lassen keinen Zweifel darüber, daß er aus-
schließlich in der besten Gesellschaft sich bewegt,“
„daß nichts so großen Reiz auf ihn ausübt, wie
mondaine Schönheit und Eleganz.“ Danach dürfen
wir wohl über die „Stoffe“ seiner Bilder beruhigt
sein. „Sie bezeugen seine Abneigung gegen die
Crapule. In seinem Oeuvre gibt es weder Bau-
ern, noch Arbeiter, noch arme Leute. Der Salon

ist seine Heimat, das Parkett der Boden, auf dem
er sich am liebsten und mit der größten Anmut
bewegt.“ Und weiter: „Was ist der Salon ohne
die Frau?“ Dieser Maler wird also in der Dar-
stellung der Frau des Salons seine Aufgabe sehen.
Und wie erfüllt er sie? „Er nuanciert aufs feinste,
mit soviel Diskretion etwa, wie ein Weltmann sei-
nen Gruß nach der gesellschaftlichen Stellung der
zu grüßenden Persönlichkeiten abstimmt.“ Wir
branchen jedoch nicht zu befürchten, daß bei der
Betätigung eines so feinen inneren Taktes die Toi-
letten zu kurz kämen, ausdrücklich wird uns ge-
sagt: „dabei ist der äußeren Erscheinung nicht ge-
ringere Aufmerksamkeit zugewendet, als der Per-
sönlichkeit.“ Damit nicht genug der Genüsse:
„Boudoirwinkel in raffiniertester Beleuchtung, Di-
wane, Kissen, Vorhänge, Felle, Wände mit Bildern
ergänzen dann, was in der persönlichen Erschei-
nung sich nicht geben ließ.“

Man lernt jetzt den „künstlerischen Werde-
gang“ unseres Meisters kennen. Wir hören mit
Interesse, daß der Baron v. R., ein berühmter Ma-
ler, Einfluß auf das junge Talent gewann. Unser
Künstler „faßte zu diesem schon deshalb ein be-
sonderes Interesse, weil er in dem chevaleresken
österreichischen Baron einen Vertreter der Ge-
sellschaft sah, in der er selbst lebte und sich wohl
fühlte.“ „Die Aussicht, mit diesem charmanten
Künstler ein gemeinsames Atelier zu haben, war
überaus verlockend für den jungen Anfänger.“
Wichtig ist das Verhältnis unseres Künstlers zu
einem gewissen Leibl, der damals in der Maler-
schaft einen Ruf besessen zu haben scheint. Wir
hören, daß ein Bild „Chopin“ und zwei Porträts
in der Art dieses Künstlers gemalt wurden, aber
wir erfahren auch das Urteil unseres Künstlers
über jenen Zeitgenossen: er wird als ein Imitator
Holbeins bezeichnet, dessen Sitzfleisch jedoch An-
erkennung verdiene. Vielleicht macht sich einer un-
serer jüngerer Kunsthistoriker einmal daran, den
weiteren Spuren dieses Leibl, dem Namen nach
wohl ein Schweizer oder Bayer, nachzugehen.

Auch der äußere Lebenslauf unseres Ma-
lers wird nicht vorenthalten. Wir dürfen in sein
Leben interessante Blicke tun. Wir hören, daß er
das Gymnasium mit erschöpften Nerven verließ.
Er schlug zunächst die juristische Karriere ein.
Daß er in ein Korps eintrat, versteht sich wohl von
selbst. Und siehe da: „diese völlige Freiheit von
Pflichten und Arbeit brachte die Nerven des jun-
gen Mannes bald wieder in Ordnung.“ Der Drang
zur Kunst läßt sich aber nicht ersticken. Der
junge Mann sattelt um, und bald saßen ihm „hüb-
sche und elegante junge Damen aus seinem Be-
kanntenkreise.“ Eine Rheinreise unterbricht
diese Tätigkeit. „Ein überaus geselliger Verkehr
entwickelt sich, doch findet er Zeit und Gelegen-
heit, ein paar Landschaftsstudien zu malen.“ Am
zweiten August nimmt er am Bonner Universitäts-
jubiläum teil. „Er trägt Isarencouleur und ver-
tritt sein Korps bei dem Festkommerse im Kley-
schen Garten, dem Kronprinz Friedrich Wilhelm
und General von Moltke mit großem Gefolge bei-
wohnen.“ Dann kehrt er in das Atelier zurück.
„Konzerte und Theater wechseln mit Festlich-
keiten und Kaffeehausbesuchen ab. Immerhin malt
er mehrere Porträts.“ Im Winter eine Begegnung
mit dem französischen Naturalisten Courbet, der
ihm als Mensch sehr sympathisch ist. Ansprechend
ist die Vermutung, daß Courbet in dem obener-
wähnten Leibl „vielleicht noch mehr als den Maler
den guten Biertrinker geschätzt hat.“

Berufsmodelle benutzt der Meister nicht gern
für seine mondainen Schöpfungen. Diesen „fehlt
eben das undefinierbare Etwas, das das Wesen
der Dame ausmacht.“ Nur so war es ihm mög-
lich, „die Romantik des Salons auszuschöpfen“,
was zum Beispiel Leibl stets versagt geblieben ist.
In dem Bilde „Chopin“, ist im Gegensatz zu Leibl,
der sich immer nur an die äußere Erscheinung
hält, das Leben selbst und der geistige Zustand er-
faßt. Die junge Dame, deren Hände die Sticke-



Moriz Melzer: Originalholzschnitt

rei entglitten ist, träumt den süßen Liebesklagen Chopins nach, die ihre Freundin aus den Saiten zaubert.“ Eingehend werden die Farben des Bildes analysiert. „Zu Beethoven würden diese Farben nicht passen.“ Das leuchtet ein, wenn wir die Themen der nächsten Bilder erfahren: „wie diese hübschen, nach der neuesten Mode gekleideten Damen stehen, sitzen, mit ihren Hündchen spielen, ihre Partie de bal umnehmen, oder vor sich hinträumen, das ist mit ebensoviel Gefühl für weibliche Anmut und ruhige Vornehmheit gegeben, wie mit Verständnis für den Reiz von distinguierten Toiletten.“ Sympathisch ist wiederum der Zug, daß es unserem Maler niemals möglich war, „einen weiblichen Akt einfach als Akt dem Publikum anzubieten. Er suchte sein Dasein zu motivieren. So erfand er zu dem liegenden Akt das Meer und den abziehenden Sturm, so daß die Liegende als schönes Opfer eines Schiffsbruches erscheint.“ In dieser Zeit entsteht das Bild: die letzten Stiche. „Das kalte Zimmer eines in Verfall befindlichen Schlosses. Durchs Fenster schaut ein kalter Wintertag und sieht mitten im Zimmer ein blondes, in eine Pelzjacke gehülltes junges Mädchen sitzen, das fleißig an einem weißen Kleide näht. Im Hintergrunde ein Kamin, den eine Alte heizt. Romantischer Inhalt: das arme adlige Fräulein, das sich nach den Freuden des Lebens sehnt und unbemerkt von den Ihrigen an der Toilette arbeitet, mit deren Hilfe vielleicht der Ausweg aus der Familienmisere zu finden ist.“ Es wird hinzugefügt, daß das Bild seine Pointen nicht unterstreicht.

Wie uns die junge Liebe und die romantische Hochzeit des Künstlers erzählt werden, möge man in der Arbeit selbst nachlesen. „Er hatte seine Muse gefunden. Sie war für ihn, was Helene Fourment für Rubens, Saskia und Hendrikje für Rembrandt, Nana für Feuerbach gewesen, und eigentlich mehr.“ Die folgenden Bilder offenbaren wieder den „Romantiker des Salons“. „Ein in seinem Salon mit Abstauben beschäftigtes Stubenmädchen lauscht hinter der Portiere dem Gespräch, das er in dem dahintergelegenen Zimmer mit seiner jungen Frau am Frühstückstische führt. Er hat diese Episode in einer zweiten späteren Fassung zu einem kleinen Roman ausgestaltet, indem er aus dem horchenden Kammerkätzchen eine Dame gemacht, die ihren Gatten oder Geliebten bei einem Tête à Tête mit einer anderen belauscht.“ Daß ein Künstler von so feiner Empfindungsgabe nicht auf dem Standpunkte gewisser moderner Maler steht, „die ihre Studien roh hinschmieren“ leuchtet ein. Wir erfahren genaueres über die Entstehung der „Auferweckung“. Jairo Töchterlein bereitet wegen ihres Gesichtsausdruckes große Schwierigkeiten. Seine Muse hilft. „Sie machte ihm klar, daß, wenn jemand aus einem tiefen Schläfe oder einer Ohnmacht erwacht, er zuerst nicht wüßte, wo er sich befände. Er würde also zunächst seine Gedanken zu sammeln suchen, sich besinnen. Und wie säße man gewöhnlich da, wenn man sich auf etwas besänne?“ Nun, wie denn? „Sie machte ihm vor, wie ein graziöses weibliches Wesen ganz unwillkürlich die Hand an die Wange legt, um sich aus einer Verwirrung ihres Denkens wieder in die Wirklichkeit hineinzufinden.“ Nun ging es an die Ausführung des großen Bildes. Es ist dann aber auch etwas geworden, eine in der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts einzige Leistung, „denn die Kunst keines anderen Kulturlandes hat aus dieser Zeit auch nur Ähnliches an Größe der Auffassung und Schönheit der Malerei aufzuweisen.“ Wie großartig das Bild ist, geht auch daraus hervor, daß der „damals zweiundsiebzigjährige Menzel es nicht mehr verstand.“

Noch einen Gipfel erlebt der Meister: „zu verschiedenen Malen ist er mit Kaiser Wilhelm dem Zweiten zusammengetroffen.“ Kaum vermag man ruhig zu bleiben, bis man erfährt, welchen Ein-

druck der Kaiser auf ihn gemacht hat. Man höre: „Er ist, wie alle, die Gelegenheit haben, den Kaiser in der Nähe kennen zu lernen, bezaubert von dessen Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit.“ Niemals ist er „jemand begegnet, der ihm mit so durchdringender Offenheit und wohlwollender Schärfe ins Auge geblickt habe.“ Das gesunde und objektive Kunsturteil des Kaisers überrascht ihn. Wenn der Kaiser über ein Bild von Reiniger sagt, es sei nicht richtig, daß ein Bild erst aus zehn Schritten Distanz etwas wert sei, vermag er nicht zu widersprechen, denn der Kaiser sieht ihn „fast bei jeder Anrede tief und fest, beinahe starr, in die Augen“. Froh dürfte man sein, „wenn das deutsche Publikum die Kunst so gesund und unvoreingenommen beurteilen kann wie der Kaiser.“

Es bleibt zum Schluß, von höherer Warte aus die Bedeutung unseres Meisters abzuschätzen. „Er unterscheidet sich durch die Fähigkeit, mit Bedeutung zu malen, sehr stark von Künstlern wie Leibl, Trübner, Liebermann und anderen, für die die Malerei Selbstzweck ist, und die nicht daran denken, mit ihrer Hilfe ästhetische und geistige Probleme zur Lösung zu bringen.“ „In der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Farbe bleibt Leibl hinter ihm zurück.“ „Was ist des vielgerühmten Delacroix „Dante-Barke“ für ein zahmes Bild gegen diese farbige Symbolik des menschlichen Endes (in unseres Künstlers „Auferstehung“)? Dagegen, daß ein Künstler sich entwickelt, ist letzten Endes nichts einzuwenden. Auch unserem Meister ist das nicht ganz erspart geblieben. Aber „auch seine neuesten Bilder verleugnen nicht seine gute Erziehung, seine Neigung, . . . in den von der Schönheit gezogenen Grenzen der Anmut zu bleiben.“ Der einzige Maler, mit dem dieser Künstler verglichen werden kann, ist Arnold Böcklin. Aber damit sollen nicht etwa beide Meister gleichgestellt werden. Dieser Künstler steht noch höher. „Es bedarf keiner Auseinandersetzung, daß er der kultiviertere Maler ist, daß seine Mittel feiner sind.“ Dafür sind ihm denn auch „die höchsten Auszeichnungen des In- und Auslandes zuteil geworden, die ein Künstler sich nur wünschen mag.“

Nur das deutsche Volk schätzt ihn noch nicht nach Gebühr. Er heißt: Albert von Keller. Und sein Biograph ist: Hans Rosenhagen. Hans Rosenhagen, der führende Berliner Kunstkritiker.

Die „Woche“ wird sie mit dem „Deutschen Kulturpreis“ krönen.

Bim

Wintersaison

Faschingszauber

Über den bunten Markt des Lebens promenieren viele sonderbare Gestalten, die auf unser satirisches Behagen Anspruch erheben dürfen. Wenn aber der Ästhet auftaucht, um in wehmütiger Einsamkeit vorüber zu wandeln, sinken alle die andern im Kurs.

Bis auf den Erich Schlaikjer, denn der war auch als Spötter noch niemals solvent. Mit einem schreiendem Passivum an Witz und Originalität repräsentiert er den täppischen Vertreter jenes Schrifttums, das mit der Demokratie unter einem Dache wohnt. Aus den Schornsteinen steigt beständig ein Rauch, als ob man im Hause die Schmortöpfe voll köstlichen Fleisches hätte. Aber in Wirklichkeit kochen die Tendenzatleten Betteluppen, wenn sie nicht gerade Kohl aufwärmen.

Mit einer gedankenblinden Betrachtung, einem dünnen, unsinnigen Nichts, mit einer handvoll

Phrasenbrei werden Zehntausende gespeist, wißbegierige, bildungshungrige Zeitungsleser.

Ein Feuilletoniste muß von der Lebensbrühe die Fettaggen der Erfahrung abschöpfen, um dem Lesepublikum „Ausblicke gewähren zu können“. Er schmiert die Angeln der Tür ins Interessante mit der öligsten Phantasie, aber man muß sie ihm hin und wieder vor der Nase zuschlagen.

Und man muß ja wild werden, und es muß aller Langmut reißen, wenn ein Erich Schlaikjer eine kurzgefaßte Naturgeschichte des Ästhetten schreibt. Hier, ich will einige Sätze, die weder Kopf noch Schwanz haben, herauspeitschen.

„Der Ästhet ist in seinem Äußern ein seltsamer Farbenmensch, der wie ein phantastisches Wunder durch die kalte Welt schreitet.“

Er scheut kein Opfer, wenn es um die Krawatte geht; er liebt die furchtbare Gratwanderung zwischen Tod und Leben.

Die Ästhetten sind wie Lilien in der gewöhnlichen Rübenkultur der Menschheit. Sie säen nicht und sie ernten nicht, unser himmlischer Vater ernährt sie doch.“

Sie sind wie Lilien, die nicht säen und ernten.

„Um seine blasse Vornehmheit zu retten, hat er sich in die erlesenen Gärten seiner Kultur zurückziehen müssen; aber sie werden von ihrer kulturellen Sendung in den Lärm der Säle eingeführt, um als stille Punkte einer fernen Schönheit in der nichtigen Menge zu schimmern.“

— Wenn ich von den inneren Kämpfen um die Krawatte absehe, ergreift mich nichts so sehr, wie die tiefe schreckliche Einsamkeit, die den Ästhetten im Ballsaal des Lebens umgibt.“

Das Leben ein Ballsaal? Auch gut. Ich habe Schlaikjer nicht zum letzten Mal zum Tanze aufgespielt.

Joseph Adler

Verantwortlich für die Schriftleitung

HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEER

Ausstellung

Zeitschrift Der Sturm

Der Blaue Reiter
Franz Flaum
Oskar Kokoschka
Expressionisten

Tiergartenstraße 34 a

Die Ausstellung ist täglich von

10 bis 5 Uhr (auch Sonntags) geöffnet

Karte 1 Mark / Dauerkarte 2 Mark

Schluß der Ausstellung am 10. Mai

Vortragsabend

von Rudolf Blümner

Am 17. März, abends 8 Uhr, trägt Rudolf Blümner Dichtungen von Hans Christian Andersen / Peter Altenberg / Gotthold Ephraim Lessing / Heinrich von Kleist / Lafontaine / Paul Scheerbart vor. Der Abend findet im Architektenhaus, Wilhelmstraße 92-93, statt.

FR. HAHN

Alexanderplatz Landsbergerstr. 60-63
gegründet 1825

Moderne Herrenbekleidung

fertig und nach Maß

Reklameangebot:

Der elegante Ulster

aus englischen gemusterten Cheviots mit Ärmelaufschlägen **32⁵⁰ M**
aus den modernsten Flauschstoffen mit aufgesteppten Taschen **45⁵⁰ M**
Vornehmer zweireihiger Sacco-Anzug, englisch gemusterter Cheviot
32⁵⁰ 45 M

Schicke Passformen

Beste Verarbeitung

Den Herren Studenten und Mitgliedern von Kunstvereinigungen gegen Vorzeigung von Legitimationskarten 5% Rabatt

L'Effort

Halbmonatsschrift

für moderne Kultur u. französische Sezession in den Künsten und in der Literatur

Herausgeber und Schriftleiter
JEAN RICHARD BLOCH

Jahresbezug für das Ausland: Mark 6.—
POITIERS (Vienne)
Frankreich



Luna Park
Ab 25. Januar: Ausschank von
„Triumphator“ aus dem Münchener
Bürger-Bräu
„Wintersportfest“
in Berchtesgaden
Volksbelustigungen, sonstige Attraktionen
Drei Kapellen

Theaterbühnen

liefert und verleiht
Minuth G. m. b. H.
Berlin 26, IV 4612
Oranienstraße 6

KÜNSTLERISCHE RÄUME



ALBERT KOBLINSKY.
BERLIN-BRÜCKEN-ALLEE 6



Café-Restaurant **Odeon** Bar

Charlottenburg
Bismarckstr.-Ecke Neue Grolmanstr.

Täglich Nachmittag- und Abendkonzert

von 4—7 Uhr von 8½—2 Uhr

Billardsäle Spielsäle Kegelbahnen

Beste wiener und ungarische Küche

∴ Gutgepflegte Biere und Weine ∴

∴ ANGENEHMER AUFENTHALT ∴

Besitzer J. KAUNITZ Cafétier

NEU EROFFNET!

